

Das Fußballspiel

Nach mehr als drei Jahrhunderten, im ersten Viertel des dritten Jahrtausends, brach in Mitteleuropa, das es nach zwei Weltkriegen, dem Terror des Faschismus und der Tyrannie des Kommunismus hätte besser wissen müssen, das die Brutalität der Balkankriege vom Ende des 20. Jahrhunderts und die Grausamkeit des globalen Terrorismus zu spüren bekommen hatte, unerwartet der ungarisch-slowakische Krieg aus, dem die Medien der Welt den Namen Kleiner Donaukrieg gaben.

Die latent vorhandenen politischen Spannungen zwischen Ungarn und der Slowakei waren schon jahrelang eben das – latent vorhanden. Überraschend war daher nicht allein der Grund, auf den die erste Auseinandersetzung zurückging, durch den sich dieser Konflikt zu einem Krieg entwickelte, sondern vor allem der Umstand, dass der Krieg ohne viel Aufhebens daherkam. Als hätte es den Krieg hier (zwischen den Ungarn und den Slowaken) schon längst gegeben und sie hätten ihn bloß nicht bemerkt. Am Tag vor Kriegsausbruch war der Grund für den Konflikt keineswegs gewichtiger oder größer gewesen als vor fünf oder vor zwanzig Jahren. Auf beiden Seiten schlummerte derselbe ruhige Hass, lebten ähnliche Verachtungsgefühle und Beleidigungen fort, man riss gemeine Witze und lachte sich gegenseitig aus, nannte die anderen *buta tót* und *sprostý Maďar*, dummer Slowake und doofe Ungar. Aber diese Gefühle schlummerten tatsächlich nur und lebten weiter, sie erwachten nicht, wuchsen sich nicht aus. Ein Arzt hätte von einem stabilen Zustand gesprochen.

Und dann sprang eines Morgens der Hass zwischen die Ungarn und die Slowaken, eingehüllt in den Mantel des wirklichen Krieges. Es kam kein neuer Kriegsgrund hinzu, aber ab einem gewissen Punkt akzeptierten ihn beide Nationen

als schicksalhaft und unausweichlich. Akzeptierten ihn? Sie hießen ihn willkommen! Ein Arzt, vorausgesetzt, man hätte ihn nicht umgebracht, hätte das Exazerbation genannt, eine Verschlechterung des Krankheitsbildes.

**Michel Houellebecq: Unterwerfung
Köln, DuMont 2015, S. 48:**

„Gemessen an den Fakten schien es, als wären die links-liberalen Journalisten von der gleichen Blindheit befallen wie die Trojaner – was in der Geschichte auch nichts Neues wäre: Dasselbe könnte man über die Intellektuellen, Politiker und Journalisten der 1930er-Jahre sagen, die einhellig davon überzeugt waren, dass Hitler ‚schon zur Vernunft käme‘. Wahrscheinlich ist es für Menschen, die in einem bestimmten sozialen System gelebt und es zu etwas gebracht haben, unmöglich, sich in die Perspektive solcher zu versetzen, die von diesem System nie etwas zu erwarten hatten und einigermaßen unerschrocken auf seine Zerstörung hinarbeiten.“

**Kaspar Colling Nielsen:
Der dänische Bürgerkrieg 2018–2024
Kopenhagen, Gyldendal 2013, S. 42-43:**

„Diejenigen, die den Zweiten Weltkrieg erlebt hatten, wussten es. Deswegen haben sie ja die Europäische Union gegründet. Sie hatten nämlich verstanden, wie fragil und verletzlich der Frieden ist und wie wenig genügt, um ihn zu brechen. Die Alten jedoch, die sich noch an den Zweiten Weltkrieg erinnerten, waren zu Zeiten, in denen der Bürgerkrieg ausbrach, nicht mehr am Leben, sodass ihre Erfahrungen nichts mehr bedeuteten. Vielleicht muss es sogar von Zeit zu Zeit zum Krieg kommen, damit wir uns

bewusst machen, wer wir sind, oder damit etwas Neues entstehen kann?"

Die Risiken waren bereits jahrzehntelang sichtbar gewesen, und in einer seiner Analysen machte ein Expertenteam der Europäischen Union nur einige Monate vor Kriegsausbruch erneut auf sie aufmerksam. Dieses Gremium riet dem EU-Kommissar für Inneres dazu, sich des Problems der politischen Spannungen zwischen Ungarn und der Slowakei anzunehmen. Der Kommissar hatte die drei Schlüsselworte seiner Amtszeit vor Augen: Effektivität, Schnelligkeit, Sichtbarkeit. Da Effektivität im Voraus nicht messbar ist, war es notwendig, den Fokus auf Schnelligkeit und Sichtbarkeit zu richten. Also rief der EU-Kommissar beim ungarischen und beim slowakischen Ministerpräsidenten an und verlangte mit Nachdruck, sie mögen umgehend sichtbare Schritte zur Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen unternehmen. Und er versprach, die beiden Regierungschefs persönlich zu unterstützen, sollten diese Maßnahmen gut anlaufen.

Der ungarische und der slowakische Ministerpräsident waren, ähnlich wie ihre Vorgänger im Amt, gute Freunde. Ihre gemeinsame Leidenschaft galt der Jagd, und wie es der Zufall wollte, waren sie schon ein paar Tage später zu einem ihrer regelmäßig stattfindenden gemeinsamen Jagdausflüge verabredet. Die Jagdleidenschaft war Ausdruck ihrer Liebe zur Natur und zugleich sportliche Betätigung, der größte Spaß, das allergrößte Abenteuer und ihr gesellschaftliches Lieblingsevent. Noch ehe im Fadenkreuz der mit Nachtsichtgeräten ausgestatteten Jagdgewehre der Regierungschefs die erste Wildsau erschien, hatten die beiden vereinbart, dass sie in den Grenzstädten eine Serie bilateraler sportlicher Wettkämpfe ausrichten würden. Der ungarische Ministerpräsident schlug vor, mit Wasserball zu beginnen; da der slowakische Regierungschef aber nicht wusste, ob es in seinem Land

überhaupt einen Wasserballklub gab, machte er sich für Eishockey stark, und zwar für ein Spiel der Frauenteams, damit auch diejenigen ungarischen Männer, die die Regeln beim Eishockey nicht kannten, was zu gucken hätten. Sie beschlossen schließlich, die Wettkampfserie mit einem Fußballspiel zu eröffnen, der slowakische Ministerpräsident würde als Austragungsort ein Stadion wählen, das auch von der anderen Seite der Grenze gut zu erreichen wäre. Das Wichtigste wäre aber eine ausverkaufte Arena. Den EU-Innenkommissar luden sie nicht ein, er würde eh nicht kommen; seine Teilnahme am Projekt hatte er erst für den Zeitpunkt versprochen, da es schon erfolgreich angelaufen wäre.

Das neu gebaute Fußballstadion in Komárno lag in Sichtweite des ungarischen Staatsgebiets und entsprach allen Kriterien. Der überdimensionierte Bau war großzügig aus europäischen Fonds gefördert worden und lag direkt gegenüber der János-Selye-Universität, an der auf Ungarisch unterrichtet wurde. Das Stadion war darüber hinaus für die Bedürfnisse einer internationalen Begegnung groß genug, schließlich war es bisher noch nie ausverkauft gewesen, denn der Fußballverein von Komárno spielte lediglich in der Kreisliga.

Zum Anpfiff traten die beiden Nationalmannschaften in eher schwacher Form an. Lang war es her, dass für Ungarn Ferenc Puskás, László Kubala oder Ferenc Bene im Nationaltrikot aufgetreten waren, oder, aus dem entgegengesetzten Blickwinkel gesehen: Die Zeiten waren längst vorbei, als sich die slowakischen Fußballlegenden Ján Popluhár, Václav Schrojff und Marián Masný lässig den Ball zuspielten.

Immerhin erschienen die Fußballfans in voller Stärke, in großer Zahl und in kompromissloser Bereitschaft, ihrer Mannschaft zum Sieg zu verhelfen. Sie waren wild entschlossen, jeder emotionalen Regung freien Lauf zu lassen. Vom Norden her waren sie vor allem aus Bratislava, Trnava und Nitra nach Komárno gekommen, vom Süden her vor allem

aus Budapest. Die Vereinsflaggen von Videoton, Ferencváros Budapest und MTK waren auf den Tribünen definitiv in der Überzahl gegenüber den rot-weiß-grünen ungarischen Fahnen. Da die Hooligan-Szenen in beiden Ländern langfristig unter Polizeibeobachtung standen, war das Sicherheitspersonal gut vorbereitet. Gemischte slowakisch-ungarische Teams von Ordnungskräften überwachten die Situation, und zwar vor dem Spiel, in seinem Verlauf und danach, sowohl im Stadion als auch in seiner unmittelbaren Umgebung und in der ganzen Stadt. Es kam zu keinerlei Gewaltausbrüchen.

Sämtliche angestaute Wut der Fans beider Lager richtete sich gegen die drei norwegischen Unparteiischen. Die pfiffigen nämlich zweimal ein nicht vorhandenes Abseits, als sich die ungarischen Flügelstürmer gerade klare Torchancen erarbeitet hatten; sie gaben keinen Elfmeter nach einem Foul an einem slowakischen Angreifer im Strafraum, selbst beim Handspiel eines ungarischen Verteidigers im Torraum gab es keinen Strafstoß. Die Versuche der Zuschauer, die Schiedsrichter während des Spiels mit Leuchtraketen, Hotdogs oder Handys zu bewerfen, blieben erfolglos. Zwar war die Wut der Fans groß, doch das Stadion verließen sie ruhig. So schien es zumindest den Chefs der Ordnungskräfte, die eine entsprechende Meldung an die beiden Ministerpräsidenten erstatteten. Es sah nach einem vorbildlichen Auftakt zur Erfüllung der von Brüssel definierten Aufgabe aus. In diesem Sinne äußerten sich die beiden Regierungschefs bei ihrer Telefonkonferenz mit dem EU-Kommissar für Inneres.

Es war bereits dunkel, kurz nach neun, als Schattengestalten gruppchenweise zur Synagoge von Komárno schllichen. Die Ungerechtigkeit der Schiedsrichter war zu einer Beleidigung der Nation geworden, und die verlangte nach Rache. Es waren gleich mehrere Gruppen, und sie arbeiteten schweigend. Die einen hatten Thermoskannen und Flaschen in den Rucksäcken, die anderen entstöpselten sie, während

wieder andere eine Flüssigkeit an die Mauern schütteten. Die letzte Gruppe hatte allerdings Angst, Hand anzulegen, denn in der Hand war das Feuerzeug, und wenn das Benzin Feuer finge, würde es auch auf den Jackenärmel samt Unterarm überspringen. Und es könnte am Ende sogar eine Explosion geben. Schlauer wäre es, ein Stück Papier anzuzünden und es aus eineinhalb Metern Entfernung in die Benzinpütze zu schmeißen. Aber woher mitten in der Nacht auf der Straße von Komárno eine Zeitung nehmen oder ein Stück Pappe, wenn man nicht einmal zwei Schritte weit sah?

„Scheiße, gibt's hier nicht irgend so 'n scheiß Plakat oder 'n scheiß Werbezettel aus 'm Supermarkt?“, brüllte einer von ihnen auf Slowakisch.

Als Antwort kamen ein paar ungarische Flüche zurück. Erst in diesem Moment kapierten es alle. In der totalen Finsternis hatten sie nicht bemerkt, dass hier sowohl die einen als auch die anderen schweigend am Werk waren. Schließlich sahen sie ja alle gleich aus – Bomberjacken mit aufgenähten nordischen Symbolen, die man in der Nacht sowieso nicht sehen konnte, weite Flecktarn-Hosen, kahlrasierte Köpfe, hier und da glänzten schwere Stiefel. Und auch ihr Ziel war daselbe – die Synagoge von Komárno abfackeln. Wer hätte auch nur ahnen können, dass die Slowaken ebenfalls mitmischnitten? Oder aus dem entgegengesetzten Blickwinkel gesehen: Wem wäre es auch nur eingefallen, dass hier die Ungarn am Werk waren?

Im Handumdrehen blitzten im gelblichen Schein der Straßenlaternen Messerklingen und Schlagringe auf, die bei den sorgfältigen Polizeikontrollen vor dem Fußballspiel unentdeckt geblieben waren. Doch wie sollte man in völliger Dunkelheit kämpfen, wenn man nicht einmal wusste, ob man in der Unterzahl oder Überzahl war, ob man vor den anderen wegzurennen oder sie zu verfolgen hatte, ob derjenige, auf den man mit einem Springmesser losging, zu den eigenen

Leuten oder zu den Gegnern gehörte? Und entsprechend war dann auch das Ergebnis – einige nicht allzu tiefe Stichwunden, zwei, drei eingeschlagene Nasen – und schon rannten die Schatten nach allen Seiten auseinander. Kein Schwein war mehr da. Oder doch, ja, in der dunkelsten Ecke saß, gegen die Mauer der Synagoge gelehnt, eine gekrümmte Gestalt. Sie bewegte sich nicht, denn Tote bewegen sich nie.

Das erste Opfer des künftigen Kleinen Donaukrieges war ein neunzehnjähriges Mädchen, das aus Budapest mit einer Gruppe von Ferencváros-Fans nach Komárno gekommen war. Sie hatten ihre Autos am Donauufer im ungarischen Komárom stehen lassen und waren über die Elisabethbrücke ans andere Flussufer gelaufen.

Schon immer wollte Komárno beide Donauufer besitzen. Die Römer hatten südlich des Flusses einst das Militärlager Brigetio errichtet, doch direkt gegenüber – am Nordufer – lag das Kastell Celestantia, das vor allem als Brückenkopf für Brigetio diente. Später hatten sich hier die Awaren niedergelassen, die dann von den Slawen vertrieben worden waren. Im 10. Jahrhundert erbauten die Ungarn auf dem heutigen Stadtgebiet eine befestigte Burgenlage; die damalige Bezeichnung, Camarum oder Kamarn, ähnelte bereits dem heutigen Namen.

Zu den Ursprüngen des Stadtnamens gibt es übrigens mehrere unterschiedliche Hypothesen. Die wahrscheinlichste, aber leider zugleich auch die am wenigsten aufregende, geht davon aus, dass sich die Bezeichnung vom deutschen Wort Kammer ableitet, was insgesamt darauf hindeutet, dass an der Mündung der Waag in die Donau im Frühmittelalter die Handelsleute ihre Waren lagerten. Einer weiteren Hypothese zufolge befand sich auf dem heutigen Stadtgebiet eine Siedlung der halbnomadischen Kiptschaken oder auch Kumanen, allerdings waren die erst im 11. Jahrhundert nach Mitteleuropa gekommen, als die lateinische Bezeichnung

Camarum bereits in Gebrauch war. Wahrscheinlicher erscheint deswegen, dass die Stadt an der Donau, die immer wieder über die Ufer trat und die umliegenden Wiesen flutete, ihren Namen von der slowakischen Bezeichnung für Stechmücken, *komáre*, erhielt, die sich hier bis heute massenhaft vermehrten. In den Zeiten vor der Erfindung von Antimückensprays und großflächig versprühten Insektiziden muss die Stechmücke ganz wesentlich das Gesicht der Stadt geprägt haben. Der Name Komárno wäre somit slawischen Ursprungs, was für die ungarische Geschichtsschreibung und Etymologie schwer zu akzeptieren ist.

Im 16. Jahrhundert wurde die Stadt zum ersten Mal geteilt – das linke Ufer blieb in ungarischer Hand, während die Siedlung am rechten Ufer von den Osmanen erobert wurde. Das Ende des 19. und der Anfang des 20. Jahrhunderts bescherte der Stadt eine rasante Entwicklung – der Hafen wurde erweitert, die Industrieanlagen und Bahnverbindungen ausgebaut; der wichtigste Bau war jedoch die wuchtige Eisenbrücke über die Donau, die das am Nordufer liegende slowakische Komárno mit dem 1896 eingemeindeten ungarischen Ortsteil Újszóny verband, der seither Komárom genannt wird. Die Stadt zu beiden Ufern der Donau erlebte goldene Zeiten.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Stadt zwischen der Tschechoslowakei und Ungarn aufgeteilt. Vom ehemals bedeutenden Gauzentrum waren nur noch zwei durch eine Grenze voneinander getrennte Provinzstädte übriggeblieben. Eine gesunde, vitale Zelle war in zwei vor sich hinvegetierende Einheiten aufgeteilt worden. Ähnlich war es auch ein Jahrhundert später, als die Ministerpräsidenten Ungarns und der Slowakei der Stadt die riskante Aufgabe zuwiesen, Gastgeberin des Freundschaftsspiels zu sein. Der EU-Kommissar träumte wohl von einem beispielhaften Modell für regionale Integration, von der organischen, ja orgasmischen Vereinigung der beiden Zellen, aber es glückte nicht. Zwar durfte

sich Komárno kurz im Glanz medialer Aufmerksamkeit sonnen, in Enzyklopädien und Monografien wird die Stadt im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Kleinen Donaukrieges jedoch nur am Rande erwähnt. Ein kleiner Krieg muss sich auch mit einem kleinen Kriegsgrund begnügen. Kleinheit über Kleinheit, nur Kleinheit auf Erden.

Am Tag darauf berichteten die Medien weltweit über kein anderes Thema als über diesen Ort – eine Tote nach einem bedeutungslosen Freundschaftsspiel, eine Kommunalverwaltung, die ihre Unabhängigkeit von Bratislava erklärt hatte, und einige archaisch vage, höchstwahrscheinlich gefakte Propagandameldungen über ein Kirchenbild, das merkwürdigerweise blutige Tränen vergoss. „Ein doppeltes Marienwunder zu Beginn des dritten Jahrtausends??“, titelte eine italienische Boulevardzeitung mit gleich drei Fragezeichen, um ihre Zweifel zu betonen. In den letzten Jahren hatte das Blatt so allerlei abgedruckt, aber das hier war diesmal selbst dem Chefredakteur zu viel.

Die Berichte über das wundertätige Bildnis tauchten zwangsläufig in irriger Form auf. Vor allem waren die Nachrichten völlig unerwartet gekommen, niemand hatte damit gerechnet, dass sich in dieser Randlage ungefähr in der geografischen Mitte Europas ausgerechnet an diesem Tag etwas Außergewöhnliches ereignen könnte, zumal auch noch Sonntag war, sodass die Mitarbeiter der großen ausländischen Nachrichtenagenturen, wenn sie denn überhaupt in der Nähe waren, etwa in Wien oder in Budapest, frei hatten. Keine unabhängige und vertrauenswürdige Presse weit und breit, die eine zweifelsfreie, faktenbasierte Berichterstattung hätte abliefern können. An diesem Tag obsiegte der Bürgerjournalismus. Das Internet und die sozialen Netzwerke wurden mit schlechten Fotos, verwackelten Videoaufnahmen und kurzen Posts geflutet, die sich gegenseitig kopierten und sich entweder stützten oder aber sich völlig widersprachen. Keine Analyse, keine Recherche, null investigative Leistung.

Die erste Nachricht über die blutigen Tränen am Marienbildnis in der Franziskanerkirche von Bác-Sankt Anton tauchte am Morgen fünfzehn Sekunden nach Viertel acht im Netz auf. Der Mesner schloss die Kirche um sieben Uhr auf, aber verständlicherweise rannte er nicht als erstes zum Marienbild, um nachzuschauen, ob es nach drei Jahrhunderten zufälligerweise am heutigen Tag wieder blutige Tränen vergoss (auch er hatte mit keinem außergewöhnlichen Ereignis gerechnet). Kurz darauf trafen die Kirchgänger ein, genauer gesagt, fast ausnahmslos Kirchgängerinnen, um die auf Ungarisch abgehaltene Frühmesse zu feiern, die halb acht begannen sollte. Das tat sie aber nicht, da die dreizehnjährige Katalin, die seit vier Jahren jeden Sonntag vor dem Bildnis betete, um ihren Vater von seiner Spielsucht zu befreien, und die auch heute zu ihrem gewohnten Gebet vor dem Marienbild niederkniete, statt des demütig geflüsterten Ave-Maria einen schrillen Schrei ausstieß:

„Die Jungfrau Maria weint rote Tränen!“

Im Nikolaus-Dom von Trnava fand der erste Sonntagsgottesdienst um sieben Uhr statt. Anfänglich verließ die Messfeier wie üblich – der Gesang zum Einzug, der Altarkuss, das allgemeine Schuldbekenntnis, das Tagesgebet, die erste Lesung, der Antwortpsalm, die zweite Lesung, das Halleluja. Als der siebenjährige Juraj die Bank verließ, in der er neben seiner Mutter saß, gab es vielleicht den einen oder anderen strengeren Gläubigen, der der Meinung war, dass so ein großer Junge eigentlich wissen müsste, wie man sich bei einem Gottesdienst zu benehmen hat, während es einen anderen eher überraschte, dass die Mutter einen noch so kleinen Jungen am Sonntag nicht ausschlafen lassen und ihn schon so früh zur Messe zur Frühmesse mitgenommen hat. Die allermeisten im Dom schenkten Juraj jedoch keine Beachtung, bis sein Schrei die Lesung aus dem Evangelium unterbrach:

„Die Jungfrau Maria weint rote Tränen!“

Die meisten dachten, dass sich jemand in der Kirche verletzt hätte und Hilfe bräuchte. Die Gläubigen liefen dort zusammen, woher der Schrei gekommen war. Ihre Blicke wurden von einem zitternden Kinderzeigefinger in Richtung Marienbildnis gelenkt. Mehrere zückten sogleich ihre Handys. Auf den verschwommenen Videos und unscharfen Fotos ließ sich erkennen, dass aus beiden Augenwinkeln der Jungfrau Maria große rote Tränen liefen. Einige der Gläubigen hatten hochwertigere Handys mit einer Software zur Korrektur des Rote-Augen-Effekts, die die blutigen Tränen auf den Bildern automatisch löschte. Und so kursierten im Internet auch einige Fotos, auf denen die Augen der Jungfrau Maria trocken waren und sich die Tränen, oder was auch immer das gewesen sein mochte, nur an ihrem Kinn erkennen ließen. Diese Schnappschüsse wurden gleich als Beweis dafür genutzt, dass eben kein Blut- und Tränenwunder, oder was auch immer das gewesen sein mochte, vorlag.

Erika erfuhr von dem Wunder in Bác sehr schnell, denn sie hatte ein Video mit der Blutränen vergießenden Jungfrau Maria von ihrer Cousine geschickt bekommen, die selbst mit in der Kirche gewesen war. Erika stürzte sofort dorthin, sie schaffte es kaum, Feri wachzukriegen, mit dem sie vereinbarte, dass sie ihn, sollte tatsächlich ein Wunder geschehen sein, anrufen würde, damit er nachkäme. In diesem Fall würde Feri einfach das Schlachtfest absagen, für das er in Čukárska Paka zugesagt hatte. Ein Wunder ging vor, und außerdem war heute Sonntag. Doch ehe Erika die Kirche erreichte, hatte der wundersame Tränenfluss auch schon wieder aufgehört, wenngleich auf der Leinwand und dem Rahmen noch einige rote Schlieren zu sehen waren, die von den Taschentüchern stammten, mit denen Gottesdienstbesucherinnen das wertvolle Blut aufgetunkt hatten.

Da sich Erika lange nicht bei ihm meldete, probierte Feri mehrmals, sie zu erreichen. Aber das Netz war überlastet,

nachdem jeder im Umkreis von einigen Kilometern am Telefon hing, um die Nachricht vom wundersamen Ereignis Verwandten, Freunden, sozialen Netzwerken und Medien zu verkünden, die nicht vor Ort waren. Feri zog sich also an und machte sich auf den Weg in die Kirche. Als er erfuhr, dass es mit dem Tränenvergießen bereits vorbei war und dass seine Frau das Wunder nicht unmittelbar mit eigenen Augen gesehen hatte, kamen ihm Zweifel. Als Metzger sah er Blut jeden Tag, und zwar nicht nur als Tröpfchen oder Schlieren, sondern literweise – von Hühnern, Enten, Gänsen, Schafen, Ziegen, Rindern und manchmal sogar von Pferden. Warum sollte er also glauben, dass das hier das Blut der Jungfrau Maria war? Dass das hier überhaupt Blut war? Erika jedoch glaubte an die Blutränen und betete seitdem inbrünstig unter dem Kunstdruck, der schon seit längerer Zeit in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer hing. Und so war es auch verständlich, dass sie zwei Jahre später, nachdem Feri von niederländischen UNO-Friedenstruppen verhaftet worden war, ihre ersten Schritte just zur Mutter Gottes mit dem Jesuskind im Arm führten.

An jenem Tag versuchte kurz nach Feris Ankunft in der Kirche von Bác der örtliche Pfarrer, die versammelten Menschenmassen zu beruhigen und die Messe zu feiern. Da er noch nichts von der Toten in Komárno wusste, konnte er keinen eindeutigen Grund für das Auftreten des Tränenwunders benennen. Er fragte bei dem Mädchen nach, das die blutigen Tränen entdeckt hatte, wofür es denn gebetet habe, und als er von dem glücksspielsüchtigen Vater erfuhr, las er eine außerdinary Messe für ihn.

Da den Medien weltweit lediglich Bilder und Videos in geringerer Qualität und von anonymen Urhebern zur Verfügung standen, waren sie gegenüber dem Blut- und Tränenwunder von Anfang an skeptisch. Der Zeitpunkt des Wunders war mehr oder weniger klar: Gegen sieben Uhr hatte das Bild an-

gefangen, blutige Tränen zu vergießen. Das größte Problem war allerdings der Ort: Wo genau befand sich dieses Bild? Einige Berichte sprachen von Sankt Anton als Teil irgendeines Dorfes namens Báč, andere wiederum erwähnten die Stadt Trnava. Am Ende schickten weder die großen Nachrichtenagenturen noch die Medien von Weltrang ihre Reporter an einen dieser völlig unbekannten Orte. Lediglich das Kamerateam eines britischen Fernsehsenders, das gerade auf der Rückreise von einem Dreh in den Alpen war, wurde beauftragt, die beiden Orte aufzusuchen.

Die Reporter steuerten zuerst Trnava an, da die Stadt über die Autobahn direkt erreichbar war. Als sie am Abend eintrafen, redete zwar die ganze Stadt von dem Wunder, aber es gab keine eindeutigen Spuren. Und nach Sankt Anton fuhren die britischen Journalisten gar nicht erst weiter, da ihre Navigationsgeräte mit den eigenartigen orientalischen Sonderzeichen ä, ý, á, č in den Ortsnamen Svätý Anton und Báč nicht zurechtkamen.

Als sich die Weltmedien mit der Bitte um eine Stellungnahme an den Vatikan wandten, erhielten sie als Antwort die Scans einiger handgeschriebener, mehr als dreihundert Jahre alter lateinisch verfasster Dokumente und dazu die lakonische Erklärung: Der Heilige Stuhl habe bereits in der Vergangenheit Stellung zu den beiden Wundern bezogen und sehe sich durch die neuesten Ereignisse nicht veranlasst, seine damalige Haltung zu modifizieren.

Überzeugend und über jeden Zweifel erhaben war für die Medien der Leichnam der neunzehnjährigen jungen Frau, die mit einer Gruppe von Ferencváros-Fans aus Budapest zu einem Fußball-Länderspiel nach Komárno gekommen war und jetzt in der Pathologie des dortigen Krankenhauses lag. Sie hieß Noemi. Die Todesursache war eindeutig – eine Person, die dem Opfer frontal gegenüberstand, hatte mit einem scharfen Gegenstand, höchstwahrscheinlich einem Messer,

die gemeinsame Halsschlagader (Arteria carotis communis), in Höhe des unteren Randes der Schilddrüse durchtrennt.

*

Der grün-weiße Schal in den Farben des geliebten Fußballvereins, den die Tote um den Hals getragen hatte, hatte den Angriff nicht verhindern können, er leitete lediglich den Blutstrom unter ihre Jacke ab. Sie musste rasch verblutet sein, der jungen Frau war womöglich nicht einmal klar geworden, dass sie sterben würde. Eine Polizeistreife entdeckte sie erst in der Morgendämmerung, nach wie vor halb liegend, halb sitzend an der Synagogenmauer. Wegen der Benzinpfützen in unmittelbarer Nähe des Körpers nahmen die Polizisten zuerst an, sie hätten es hier mit einem Verkehrsunfall und anschließender Fahrerflucht zu tun.

Genauso schnell wie der Tod am Samstagabend das Mädchen geholt hatte, spielten sich die darauffolgenden Ereignisse am Sonntag ab. Letzten Endes führten auch diese zum Tod (und zwar nicht mehr nur zu einem). Gegen acht Uhr am Morgen benachrichtigte die slowakische Polizei ihre ungarischen Kollegen über den Fund eines weiblichen Leichnams mit ungarischen Papieren in der Jackentasche. Um Viertel vor neun ergänzten die Slowaken, dass es sich bei der Toten um das Opfer eines Gewaltverbrechens handle. Um halb zehn unterbrachen in einer koordinierten Aktion alle staatlichen und privaten ungarischen Fernseh- und Radiosender ihre Programme, um die Öffentlichkeit zu informieren, dass am Vorabend nach dem friedlich verlaufenen Freundschaftsspiel in Komárno die neunzehnjährige Noemi von slowakischen Nationalisten ermordet worden sei, weil sie zu dem Fußballspiel aus Budapest angereist war. In der Nachricht wurde außerdem erwähnt, dass die slowakischen Behörden zunächst die Information zurückgehalten hätten, dass die junge Frau

brutal erstochen worden sei, und weiterhin behaupteten, über keine Indizien zum Täter zu verfügen. Der Leichnam sei inzwischen nach Bratislava überführt worden, und es gebe Befürchtungen, dass die slowakischen Behörden ihn nie an die Verwandten herausgeben würden, damit er von ungarischen Ärzten obduziert werden könne, sodass die Märtyrerin wohl niemals würdig beigesetzt werden könne.

Schon bald bildeten sich auf beiden Brücken, die Ungarn mit Komárno verbinden, unendlich lange Autokolonnen. In die Slowakei strömten Pilger, die am Ort des Massakers eine Kerze anzünden und sich einer Protestdemonstration anschließen wollten, die für 16 Uhr am Námestie generála Klapku angesetzt war. Dort sprach zuerst die Oberbürgermeisterin von Komárno, die an die hartnäckige Verteidigung der von den Österreichern belagerten Festung von Komárno durch den heldenhaften General György Klapka während der ruhmreichen ungarischen Revolution erinnerte und versprach, dass auch sie in Zeiten dieser neuen ungarischen nationalen Revolution die Leben der Angehörigen ihres Volkes schützen würde, unabhängig davon, ob sie in Ungarn lebten oder jenseits von dessen bisherigen Landesgrenzen. „Lasst uns die Grenzen ändern!“, skandierte die Menge.

Während weitere Redner auftraten, fiel der Oberbürgermeisterin auf, dass unter den Demonstranten viele Mitglieder des Stadtrats waren. Per SMS forderte sie die Stadträte auf, sich unverzüglich im Rathaus einzufinden. Bereits eine halbe Stunde später konnte die Oberbürgermeisterin dann der versammelten Menge auf dem Platz einen Beschluss vorlesen, auf dessen Grundlage die Stadtverordneten auf einer außerordentlichen Sitzung mit absoluter Mehrheit die Unabhängigkeit von Komárno verabschiedet hatten. Auf dem Stadtgebiet seien die Gesetze der Slowakischen Republik bereits außer Kraft gesetzt, was nicht etwa ein Akt des zivilen Ungehorsams, sondern der nationalen Selbstbestimmung

sei. Komárno rief auch andere nördlich der Donau gelegene Kommunen mit mehrheitlich ungarischer Bevölkerung dazu auf, sich diesem Schritt anzuschließen. Die Staatsorgane und Bürger der Slowakei hingegen wurden aufgefordert, die Entscheidung zu respektieren und nicht zu versuchen, sich ihr zu widersetzen. Als erste schloss sich bereits eine Dreiviertelstunde später die Gemeinde Muľa (auf Ungarisch Rárós-múlyad, 316 Einwohner) dem Aufruf an, die zweite war die Verwaltung im Dorf Kosihy nad Ipľom (auf Ungarisch Ipolykeszi, 447 Einwohner) und als dritte (beziehungsweise vierte, schließlich war die erste ja Komárno, die zweite Muľa und die dritte Kosihy) sagte sich die Stadt Dunajská Streda (auf Ungarisch Dunaszerdahely, 23.594 Einwohner) von der Slowakei los.

Nachdem die Demonstration in Komárno vorbei war, brach die Menge spontan in Richtung Polizeipräsidium auf. Unterwegs bewaffneten sich die Demonstranten mit Steinen und Stöcken. Als sie ihr Ziel erreichten, sahen sie mit großer Verwunderung, dass auf dem Polizeigebäude bereits die ungarische Flagge wehte. Die Überraschung steigerte sich zu einer euphorischen Hochstimmung. Der Polizeichef, der gerade eben seinen slowakischen Untergebenen nahegelegt hatte, ihre Uniform lieber gegen Zivilkleidung zu tauschen und sich zu Hause einzuschließen, erstattete der Oberbürgermeisterin Meldung und erklärte, dass sie als demokratisch gewähltes Stadtoberhaupt auf die volle Unterstützung der Polizei bauen könne und dass seine Leute bereit seien, alle Anordnungen der Oberbürgermeisterin vorbehaltlos umzusetzen.

Obwohl sich das Dorf Báč dem Aufruf der Oberbürgermeisterin von Komárno nicht anschloss, ertönte doch auch hier eine flammende politische Rede. Seine Hochwürden, der Pfarrer, dem es am Morgen kaum gelungen war, die Menschenmassen zu beruhigen, die in die Kirche geströmt waren, um sich vor dem Wunderbild auf die Knie zu werfen,

schaffte es, bei der Abendmesse um 18 Uhr für Grabesstille zu sorgen. Innerlich gestärkt durch das Wunder erklärte er in seiner Predigt den Gläubigen, die Augen der Jungfrau Maria hätten angesichts des vergossenen ungarischen Blutes blutige Tränen geweint. Heiliges Blut für heiliges Blut. Noemi, die Märtyrerin, sei aus zwei Gründen eiskalt umgebracht worden – erstens, weil sie Katholikin, und zweitens, weil sie Ungarin gewesen sei. Danach wetterte der Pfarrer gegen die Hirnspinsten von irgendeinem Blut- und Tränenwunder in Trnava, was er als einen armseligen Versuch der Slowaken abtat, den Ungarn ihre Jungfrau Maria streitig zu machen.

„Ich schwöre bei Gott: Blut ist allein hier in Báč geflossen, an diesem heiligen Wallfahrtsort aller Ungarn!“, schloss der Pfarrer seine Predigt, die via Livestream in der gesamten ungarischsprachigen Welt verfolgt werden konnte.

Doch auch die Slowaken waren an diesem Sonntag in den Genuss einer flammenden Predigt gekommen. Wie von den höchsten Stellen angeordnet, wurde sie im staatlichen Fernsehen live aus Trnava übertragen. Der dortige Weihbischof bat die Jungfrau Maria, die am Morgen beim Anblick der dunklen Mächte, die die Slowakei umzingelten, blutige Tränen vergossen hatte, auch weiterhin bei ihrem Sohn Fürsprache für das gottesfürchtigste und friedfertigste aller Völker unter der Sonne einzulegen. Diese Predigt war jedoch dem erwähnten Volk um einiges weniger klar als die Predigt in Báč, da der Weihbischof aus unbekannten Gründen mehrmals das Wort „Gott“ im Plural verwendete.

Früh am Morgen trafen in Komárno zwei Busse ein, vollbeladen mit Angehörigen eines Bereitschaftskommandos der Polizei aus Bratislava, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Die städtische Polizeidirektion besetzten sie innerhalb von zwei Minuten. Bei ihrem Einsatz töteten sie alle sechs anwesenden Polizisten aus Komárno (zwei schließen zum Zeitpunkt der Operation, einer von ihnen war ein Slowake,

der nur ein paar einfache Worte und Phrasen auf Ungarisch beherrschte, aber das erfuhr ja niemand mehr). Die am Gebäude hängende ungarische Flagge wurde beschlagnahmt und als Kriegstrophäe nach Bratislava gebracht. Nach Abzug des Bereitschaftskommandos verbarrikadierten sich am Montagvormittag Männer aus Komárno und Umgebung in der Polizeiwache. Zunächst nur mit Jagdgewehren ausgestattet, erhielten sie gegen Mittag endlich einige Waffenlieferungen. Als außerordentlich zuverlässig erwies sich gleich in den ersten Kriegstagen die chinesische digitale Maschinenpistole CAG 2.0, deren Einsatz in Europa bis dahin nur die ungarische Armee getestet hatte.

Die alte Woche ging mit einem torlosen Unentschieden zu Ende, die neue begann mit dem Ausbruch des Kleinen Donaukriegs. Und die Jungfrau Maria vergoss keine einzige Träne mehr.

In diesem Zusammenhang können wir am Rande noch erwähnen, dass der Kleine Donaukrieg nicht mit dem so genannten Fußballkrieg, von manchen auch als 100-Stunden-Krieg bezeichnet, verwechselt werden darf. Letzterer brach am 14. Juli 1969 mit dem Überfall der Armee von El Salvador auf Honduras aus. Der Militäroffensive waren wiederholte gewalttätige Ausschreitungen zwischen den Fußballfans beider Länder vorausgegangen: nach dem ersten Spiel in Tegucigalpa (1:0 für Honduras), nach dem Rückspiel in San Salvador (3:0 für El Salvador) sowie nach dem entscheidenden, auf neutralem Boden in Mexiko-Stadt ausgetragenen dritten Spiel (3:2 für El Salvador nach Verlängerung, doch trotz des sportlichen Erfolgs brach es noch am selben Tag die diplomatischen Beziehungen zu Honduras ab und griff das Nachbarland kurz darauf militärisch an).